

Ueber

Das Leben

und

die Meinungen

des Herrn Magister

Sebalduß Nothanker.

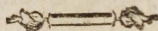
Paulum interesse censēs, ex animo omnia,
Vt fert natura, facias, an de industria?

TERENT.



Halle im Magdeburgischen,

verlegt von Carl Hermann Hemmerde, 1774.



Mit der größten Erwartung sah ich den Sebaldus Nothanker von der Messe entgegen, da ich schon vorher wußte, daß er zur Fortsetzung der Wilhelmine vom Herrn von Thümmel dienen sollte — Und wer hätte auf einen Roman nicht begierig sein sollen, der die angenehme Geschichte der Wilhelmine, bei der wir nichts, als die Kürze bezflagten, fortsetzen und vollenden würde. Ich erhielt ihn; und ungeachtet ich ihn mit dem Vorurtheile las, daß er das Lob, mit dem er uns vorher

schon angepriesen war, verdienen würde: so fand ich mich dennoch getäuscht. Ich las ihn zum andernmale mit wenigern Vorurtheilen, mit kälterem Blute, und mit mehr ruhiger Beurtheilung, und meine Meinung wurde dadurch bestätigt, daß er wenigstens nicht ganz das Lob verdiene, welches ihm schon ist beigelegt worden. Und hier sind meine wahren Gedanken und mein ganzes Urtheil über einen Roman, den einige Recensenten bereits zu den besten Idealen, zu den Meisterstücken empor gehoben haben. Es ist nicht nöthig, daß ich den Verfasser nenne, zumal da er selbst für gut befunden hat, seinen Namen dem Buche nicht vorzusetzen. Was ihn übrigens bewogen hat, wenigstens einem grossen Gottesgelehrten geradezu zu leugnen, daß er der Verfasser sei, begreife ich nicht, und mag es auch nicht weiter untersuchen.

Es ist izt sehr zur Gewohnheit geworden, daß man seine Urtheile auch auffer den Journalen und Zeitungen öffentlich bekannt macht; daß man Kleinigkeiten in die Welt schiekt, die weder seinem Verfasser rühmlich, noch seinen Lesern interessant sind, und doch werden sie gelesen, und wenn ich mich nicht sehr irre: so vergreifen sich dergleichen kleine Piecen, Beurtheilungen, Prüfungen, Anmerkungen u. s. w. sehr bald. Ich werde also wenigstens kein grösser Verbrechen begehen, als diese — Gelehrte; — denn man frage sie, ob sie nicht eben dis damit behaupten wollen —; wenn ich ein Buch beurtheile, welches bereits häufig gelesen ist, und unstreitig noch häufiger wird gelesen werden. Der Verlust von wenigen Groschen wird den Käufern — und die finde ich gewiß — nicht sehr zur Last fallen, da man sich auch wol bey einer grössern Geldsumme oft getäuscht findet. Uebrigens werde ich nicht viel Aufsehens

machen; ich werde weder den Verfasser durch hässliche Satiren, noch das Publicum dadurch beleidigen, daß ich ihm den Vorwurf machte, es hätte keinen guten richtigen Geschmack, wenn ihm der Sebaldus Nothanker ausserordentlich gefallen könnte. Ich werde durch einen unbesonnenen Ausspruch weder diesem die Lesung des Buchs, noch dem Verfasser die Fortsetzung desselben verbieten; sondern vielmehr meine Prüfung ohne Bitterkeit und Nebenabsichten einzurichten suchen.

In der Vorrede sagt der Verfasser ziemlich bestimmt, daß die leidigen Poeten, Komödien- und Romanenschreiber zu glauben pflegten: „sie hätten das Leben ihres Helden weit genug beschrieben, wenn sie ihn bis zur Heirath bringen, „ und er setzt hinzu, daß sie sich irreten; daß die Begebenheiten nach der Heirath oft viel merkwürdiger sind, als die Liebesbegebenheiten vor derselben; die verz
 liebten

liebten Scenen würden nicht so wie sie in der Welt vorgehen, sondern wie der Dichter es wollte, erzählt. Denn giebt er seinen Roman für eine wahre Lebensbeschreibung aus, und sagt ausdrücklich, daß er die Fortsetzung von Wilhelminen sein sollte, deren Geschichte der Herr von Thümmel angefangen habe.

Aber warum sagt dis der Verfasser? war er stolz genug, zu glauben, daß er mit eben dem Geist, in eben dem Ton, und mit eben der Unsachmlichkeit als Herr von Thümmel schreiben würde? Diese Einbildung sucht er dadurch von sich abzulehnen, daß jener mehr als Dichter als Geschichtschreiber geschrieben habe, und rechnet ihm zugleich einen wichtigen Fehler in Ansehung der Zeitrechnung zu. Das wäre ganz gut; allein ich würde bey dem Vorsatz, ein profaisch : comisches Gedicht als eine wahrhafte Geschichte fortzusetzen,

mich gar nicht auf jenes berufen. Der Abstand der Schreibart ist zu groß; die Art der Erzählung zu absteckend, als daß man füglich beides vergleichen, oder gar als ein Ganzes betrachten könnte. Warum hat der Verfasser nicht lieber, ohne die erste Quelle seiner Geschichte anzugeben, diese gradezu erzählt? warum macht er die Leser begierig, entweder jenes Gedicht zu lesen, oder wieder zu lesen, und dann geneigt, beides zu vergleichen, da er doch wol einsehen kann — wie er denn auch selbst geschieht — daß beides sehr verschieden ist? Es gehört viel dazu, mit gleicher Laune als ein anderer zu schreiben; oder fühlte dies der Verfasser, und dachte er sich der Vergleichung zu überheben: so hätte er seine Erzählung so einrichten müssen, daß man nicht erst nöthig habe, mit der Wilhelmine und andern Personen vorher aufs neue unterrichtet zu werden, bevor man diese kennen zu lernen vermag. Der

Verz

Verfasser fährt fort, die Leser zu unterrichten, was sie in diesem Roman zu suchen und nicht zu suchen haben, und will durchaus, daß es eine wahre Lebensgeschichte sein soll. Er rechnet alle Leser her, die er haben und nicht haben würde; und läßt es sich dann gefallen, ob man ihn in den Bann thun, in eine Festung schicken, oder auch ein Buch wider ihn schreiben, ein Pasquill wider ihn machen, oder ihm in einer Recension beweisen würde, daß er kein gutes Herz habe, sondern ein hämischer und boshafter Mensch sei; oder ob man sein Buch gar nicht lesen; oder es mit Nachdenken über gewisse Meinungen darin lesen würde. —

Die Geschichte fängt sich nach der Heirath des Sebalbus mit Wilhelminnen an. Die Schildrung des ersten macht ihn uns sehr ehrwürdig. Wer sollte einem Landprieester seine Hochachtung versagen, der so gefällig, so liebeich im Umgange mit den

Landleuten ist; der so besorgt ist, sie tugendhaft zu machen; der deswegen jede Gelegenheit auffucht, ihnen die Pflichten einzuschärfen, die ihnen dazu nützen können; der seine Predigten so nach dem Bedürfniß seiner Zuhörer einrichtet; und der überhaupt so geläuterte Einsicht und Erkenntniß von der Religion hat! — Allein wird man ihm nun noch länger diese Hochachtung in eben dem Maasse zugesetzen, wenn es heißt: „Sebaldus hatte die Apokalypse zu seinem Streckenpferde erwählt, welches er auch seine ganze Lebenszeit durch vom Montage bis zum Freitage fleißig ritt?“ — Wird er uns hier nicht von einer Seite vorgestellt, wo er uns ganz abgeschmackt und lächerlich vorkömmt? Es kann wol, meiner Meinung nach, einem Prediger nicht zur Ehre gerechnet werden, wenn er grade mit einem Buche sich beschäftigt, seine ganze Lebenszeit über sich beschäftigt, welches am wenigsten dazu dient,

dient, gesunde und richtige Erkenntnisse zu verschaffen; und wie sehr scheint der Verfasser in diesen, für ihn ganz neuen, Character verliebt zu sein! wie weitläufig sucht er hierin des Sebaldus ganze Gelehrsamkeit zu setzen! und wer wird die Beschreibung davon ohne Verdruß lesen! Es ist wahr, auch Prediger haben ihre Fehler, Fehler, die sie oft lächerlich machen; nur scheint mir grade dieser mit der übrigen Denkungsart des Sebaldus zu sehr widersprechend zu sein, als daß ich glauben könnte, man würde ein Ideal zu diesem Kontrast finden. Der Verfasser macht ihn zu einem Phantasten und Schwärmer, er läßt ihn einen grossen Theil der Offenbarung als ein Kompendium der französischen Geschichte ansehen; die grosse Babylon ist ihm die Stadt Paris; die Zahl 666 bedeutet die Jesuiten — Warum — da der Verfasser die gute Absicht zu haben scheint, einige orthodoxe Begriffe, die der auf-

geklärten Vernunft widersprechen, unwichtig zu machen — : warum sucht er die bessern Erkenntnisse von einer andern Seite eben so lächerlich zu machen, als jene? Ueberhaupt hat er alle Personen, sowol die, die einen offenbar schlechten, als auch, die einen bessern Charakter haben sollen, von der lächerlichen Seite zu zeigen gesucht, daß sich unser Abscheu oder unsre Hochachtung nicht lange erhalten kann.

Wilhelmine wird durch ihre Wolfische Philosophie uns eben eine lächerliche Person. Bei ihrem guten Geschmack und ihrer Liebe zu den schönen Wissenschaften, kann sie sich nicht entschließen, etwas von der Crusiusischen Philosophie zu lesen, der ihr Mann zugethan, und der sie von Herzen gram war. Eine Person von so gutem Geschmack würde wol nie so sehr wider die Grundsätze einer Philosophie streiten, die sie nicht kennt; und eine Frau, die ihren Gatten liebt, würde sich auch in diesem Stü-

sie nachgebender finden lassen. Allein, wie gesagt, der Verfasser wollte sie lächerlich machen, und dadurch, daß jeder Held und jede Heldinn seines Romans einen gleichen Fehler hätten, sich zum Originalautor erheben —

Im zweiten Abschnitt des ersten Buchs werden wir mit einem Buchhändler bekannt, der uns als ein kluger und einsichtsvoller Mann beschrieben wird. Von ihm bekam Sebalbus die Schriften, die von der Apokalipse handelten, und Wilhelmine diejenigen, welche die Litteratur und schöne Wissenschaften betrafen. Hieronimus hatte sich in dem kleinen Fürstenthume, worinne er war, schon sehr dadurch berühmt gemacht, daß er der erste war, der einen Buchhandel anlegte. Aber sollte man glauben, auf welche Art dies geschah? Er vertauschte die Bücher mit Ochsen und Getraide — hiebey fiel mir die Frage als sehr wichtig auf, in welches Land man

wol diese Geschichte versehen könnte, und in welches Jahrhundert sie hingehört — Wer den Verfasser bisher noch nicht kennt, sollte ihn hier fast errathen können — denn die Menge von Büchern, die er an verschiedenen Orten anführt, verrathen einen Compiler aber keinen Leser, und wer möchte auch die daselbst angeführten Bücher lesen! Und wozu dergleichen Anzeigen? In der That, dem Leser ist nicht darum zu thun, zu wissen, was jemand gelesen, sondern was jemand gethan hat, oder was ihm begegnet ist. Mit Verdruß überschlägt es derjenige, der über Kleinigkeiten sich hinwegsetzt, aber mit Verdruß legt der das Buch bei Seite, der bloß zum Vergnügen oder zum Unterricht liest.

Cebaldus, der ohne sein Steckensperd so vernünftige Cebaldus läßt sich nun von Wilhelmener Aherreden, vom Tode fürs Vaterland zu predigen. Sein eigen Gefühl sagt ihm, daß sich diese Betrachtung

tung am wenigsten auf einem Dorfe schieße; daß er wichtigere Sachen vorzutragen habe; aber seine Apokalypse, aus der sie ihm Gründe anführt, machen ihn dazu geneigt. Ein unbesonnener Prediger! möchte man hier wol mit Recht ausrufen können. Läßt er sich durch seine Verehrung der Apokalypse zu dergleichen Thorheiten und Albernheiten bringen; so darf man glauben, daß sein ganzes Religionsgebäude nicht sehr fest stehe — Diese Predigt aber hat auch die Wirkung, daß sich zehn junge Bauerkerl anwerben lassen. Wahrlich, diese müssen sehr gerührt worden sein; denn sonst möchte es sich hier wol zum erstenmal auf die Art zugetragen haben!

Die Schildrung des Generalsuperintendenten Doktor Stauzius ist ziemlich treffend, und es liesse sich dazu vielleicht eine Person finden, die ihm beizunähe, nur nicht völlig, gleich wäre. Tuffelius, der an Sebalduß Stelle kam, ist noch treffender geschil-

dert. „Da ich den göttlichen Beruf erhalten habe,“
 redet er den Sebalduſ in ſeiner Wohnung an, „die
 „Selen dieſes Dorfs als ein treuer Hirte zu wei-
 „den, ſo wird es dann wol nöthig ſein, daß mir
 „dieſes Pfarrhaus als meine künftige Wohnung ſo-
 „gleich geräumt werde; ſintemal ich in dem Herrn
 „entſchloſſen bin, mein Amt unverzüglich anzutret-
 „ten, und zu dem Ende noch anheute, auf meine
 „nächſtens zu haltende Antrittspredigt zu ſtudiren. „
 — Man denkt, indem man dieſes liſet, als höre
 und ſehe man ihn, und ich ſtelle mir ihn mit vieler
 Lebhaftigkeit ungefähr als einen Prediger vor, der
 von der geiſtlichen Ausſaat und von der geiſtlichen
 Nernte handelt — Weiter ſagt Tuffelius: „die ih-
 „nen in Perſon vorgeleſene Sentenz enthält deutlich,
 „daß ſie die Wohnung ſogleich räumen ſollen, und
 „es muß jeder Chriſt der Obrigkeit unterthan ſein,
 „die Gewalt über ihn hat; ich rathe ihnen alſo
 „wol:

„wolmeinend an, sich zu hüten, daß sie nicht einst
„zu einem Beispiel angeführt werden, wie die Ab-
„weichung der reinen Lehre auch zuletzt Rebellion
„wider die Obrigkeit hervorbringt. „ Das, was
Mariane diesem Tartüffe antwortete, wäre vermö-
gend gewesen, jeden andern zu rühren; nur diesen
Scheinheiligen konnt es nicht rühren. „Mulier ta-
„ceat in rebus ecclesiasticis! „ erwiederte er,
„Meine liebe Jungfer, ich wäre nicht werth, ein
„vieljähriger Candidat des Predigtamts zu seyn,
„wenn ich die Pflichten dieses hochwichtigen Amts
„nicht wüßte. Die erste Pflicht ist wol wahrlich,
„daß in Rücksicht auf geistliche und göttliche Dinge
„alle irdische und weltliche Dinge uns gar nicht bez-
„wegen müssen. Es würde unverantwortlich sein,
„wenn man die armen verirreten Schafe einen Sonn-
„tag ohne Hirten lassen wollte; es ist also meine
„höchste Pflicht, mich ihrer ohne Verzug anzuneh-

„men, und sie bald wieder auf den rechten Weg,
 „und auf die gesunde Weide der reinen Lehre zu füh-
 „ren, wovon sie vielleicht leider! (hier seufzete er
 „und that einen halben Blick auf Sebaldus) ab,
 „und in den stinkenden Sumpf der Heterodoxie ge-
 „führt worden. „ — Wer erkennt hier nicht die
 wahre Sprache eines orthodoxen Tartüffe! Jedes
 Wort, jeder Gedanke schildert ihn mit meisterhaften
 Zügen. Eben so passend und dem Character des
 Tuffelius angemessen ist, was er ihn zu Wilhelmis-
 nen und Marianen, in Abwesenheit des Sebaldus
 sagen läßt: „Ich freue mich, „ — sind seine Wor-
 te, nachdem er ihr in dem HERRN Friede gewünscht
 hatte, — „sie auffer dem Bette und so gesund,
 „stark und munter zu sehen, welches sehr gut ist,
 „indem sie mir anheute ohne Widerrede das ganze
 „Haus einräumen müssen — Es kann kein fernerer
 „Aufschub statt finden. Auf nächstkünftigen Sonn-
 „tag

„tag wird meine Introduction vor sich gehen, da'
 „her wird der Herr Generalsuperintendent des Sonn-
 „abends bey mir abtreten, dazu muß ich in meinem
 „Hause alle nöthige Anstalten machen, zumal da er
 „die Junfer Ursula Stauzin mit sich bringen wird,
 „mit welcher ich mich in ein christlich Eheverlöbniß
 „eingelassen, so ich ihnen aus nachbarlicher Freunds-
 „schaft will notificirt haben. Säumen sie also nicht
 „ferner. Es stehet geschrieben: bittet, daß eure
 „Flucht nicht geschehe im Winter; izt sind wir mit-
 „ten im Sommer, und sie können also wol zufried-
 „den seyn. „ — Darauf heißt es: „er führte sie
 „säuberlich eine nach der andern zur Thür hinaus,
 „wo sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen vier fürst-
 „liche Trabanten, von einem Unterofficier befehligt,
 „vorfanden, durch dieselben ließ Tuffelius, alles
 „was im Hause befindlich sehr behutsam auf die

„Strasse setzen, und gab selbst Achtung, daß nicht
 „das geringste zerbrochen ward.

Der Hofmarschall und Graf Nimmer, zu des-
 nen Sebalduß in die Stadt gegangen war, erschei-
 nen wieder von einer bloß lächerlichen Seite; und
 ich zweifle, ob man jemand überhaupt finden wer-
 de, der ohne Anlaß zu haben, mit einemmale von
 allen Delicateßen redet, die ihm nicht mehr schme-
 cken, und der um deswillen sein Vorwort dem Se-
 baldus nicht geben will, weil er vermuthet beim
 Präsidenten nicht gut zu speisen.

Die Beschreibung der unglücklichen Familie
 und von Charlottens und Wilhelminens Tod ist voll
 Empfindung, und man kann sie gewiß ohne gerührt
 zu werden nicht lesen; aber zu beklagen ist es, daß
 wir so plötzlich in unsrer ruhrenden Empfindung ge-
 stört werden. Nach so vielem Unglück, das den
 Sebalduß betraf, stehet er nun auf, hebt seine bei-
 den

den Hände empor und bricht in apokalyptischer Entzückung aus, u. s. w. Es ist unmöglich, daß man länger bewegt bleibt. Statt des empfindsamen Schauspielers, den wir bis dahin fühlten, werden wir gleichgültig, und verdrüsslich daß wir es werden müssen —

Im zweiten Buche finden wir den Sebaldus in Leipzig, wohin ihn Hieronimus als Korrektor gebracht hatte. Der Verfasser vergißt, indem er die Wahrheit der Regel behauptet: man müsse dem Leser nicht mehr sagen, als er zu wissen verlange, die Befolgung dieser Regel selbst, und weiß dadurch auf eine geschickte Weise einige Blätter auszufüllen —

Beinahe möchte ich sagen zwei Abschnitte; denn ich finde hier in der That nichts, das nur einigermaßen die Neugierde oder das Verlangen des Lesers befriedigen könnte — Auffallend muß es sein, wenn Sebaldus, ein Prediger, der so viel über Apokalypse gelesen hat, in der Unterredung mit einem andern Korrektor

rektor, sagt: „ich hätte nie gedacht, daß so viel Bü-
 „cher in der Welt wären, als ich hier beisammen fin-
 „de; und daß noch jährlich einige handert oder tau-
 „send hinzukommen.“ Dies würde man in dem
 Munde des Unwissendsten für mehr als gemeine
 Dummheit halten, und in dem Munde eines Pres-
 digers — War er denn nie in einer Stadt, nie auf
 Universitäten gewesen, und hatte er da nie eine oder
 mehr Buchhandlungen gesehen? Ueberhaupt werden
 hier Wahrheiten, die jedermann weiß, trocken wie-
 derholt; denn wem sollte es unbekannt sein, daß
 nicht alle Schriftsteller aus gleich guten Absichten,
 oder lauter Nützlichem schreiben? Der Magister ta-
 delt an Sebaldus seine Ruhmsucht, und hatte kurz
 vorher in eben dem Tone von sich gesprochen. Die
 Unwissenheit des Sebaldus wird unerträglich; er
 wiederholt es so oft: alles was sie mir sagen, ist
 mir unerhört! Er weiß nicht, daß es unter Uebers-
 etzungen

setzungen und Uebersetzern einen Rang oder Unters-
 schied giebt. Möchte doch der Verfasser mehr daran
 gedacht haben, wen er dies sagen läßt! Sollts denn
 wol Sebaldus jedes Buch über die Apokalypse als
 gleich gut gefunden haben? Sollte er jedes für dien-
 lich gefunden haben, gelehrter, einsichtsvoller, bes-
 ser und tugendhafter zu werden? Dies läßt sich nicht
 glauben, denn sonst würde er bei seinen furchtsamen
 Gesinnungen sich unmöglich zu einem Autor haben
 erheben wollen. Ja eben diesen Unterschied gesteht
 er nachher selbst zu, den er in den neuen Ueberset-
 zungen der Apokalypse bemerkt hat. Vergleichen
 Mängel an Aufmerksamkeit auf seine Personen, die
 man schildern will, ist kaum zu vergeben. „Gott
 „behüte! „ ruft Sebaldus aus, „die Hälfte unsrer
 „neuen Bücher sind Uebersetzungen? was wird denn
 „alles übersetzt? „ Und er sollte nicht einmal an
 die vielen Uebersetzungen der Apokalypse gedacht ha-
 ben? —

Dies Gespräch, welches abgebrochen wird,
 wird sogleich von Sebaldus und Hieronimus fortge-
 setzt. Hieronimus fährt eine Menge Titel von Bü-

chern an, die er selbst für unnütz ausgiebt, und doch macht sie der Verfasser bekannt. Glaubt er etwa, daß seine Leser begierig sind, dergleichen Bücher kennen zu lernen, oder daß diese etwa zu den dummen Leuten gehören werden, die sie sich anschaffen würden? —

Im dritten Abschnitt wird sich der Leser, der bisher unwillig auf den Verfasser war, wieder etwas aufheitern. Sebaldus erscheint als ein großmüthiger Menschenfreund. Die Art, wie er sich des Superintendentensohns annimmt, macht ihn uns liebenswürdig. Die Ausdrücke, die ihm hier beigelegt werden, passen für seinen Charakter; und es ist, obgleich nicht sehr wahrscheinlich, doch nicht unmöglich, daß er hat so großmüthig sein und für den Sohn, der sich leichtsinnig den Werbern ergeben, bei seinem Vater ein Wort einlegen können. In dessen scheint das zu weit getrieben zu sein, was er den Stauzius beim ersten Anblicke des Sebaldus sagen läßt; und es läßt sich auch nicht vermuthen, daß dieser ihm werde so lange und so ruhig zugehört haben, da er ihm etwas ganz anders zu sagen hatte.

Man

Man denkt sich kein Original zu solchen Characteren, und dies benimmt der Geschichte viel von ihrer Wahrscheinlichkeit und ihrem Interessanten. Stauzins würde bei seinen unmenschlichen Gesinnungen dann auch nicht einmal das zum Sebaldus gesagt haben, daß er wirklich sehr gütig sei, sich seines Sohns so anzunehmen — Das übrige in diesem Buche läßt sich, ausser dem Uebertriebenen vom Major, Stauzins und Sebaldus, ganz gut lesen.

Im dritten Buch finden wir Marianen auf dem Wohnsitz des Herrn von Hohenauf. Bei der Anweisung, welche seine Gemahlinn Marianen giebt, wie diese die Fräulein Töchter unterrichten und erziehen soll, bringt der Verfasser einen Wüschmasch von französischen Worten und Redensarten vor, die vielen Lesern unverständlich sein werden — Das Schicksal scheint übrigens in diesem ganzen Bande, den Sebaldus und seine Tochter lauter schlechten Personen — den Hieronimus ausgenommen — zuzuführen. Die Frau von Hohenauf ist eine Pedantinn, die das Ansehen einer Hofdame haben will; ob sie bei dem allen aber solche Regeln zur Erziehung

B 5 werde

werde gegeben haben — dies kann sich jeder Leser
 entweder versichern, oder er kann daran zweifeln —
 Ihre Töchter wenigstens waren ihr in ihren Gesinnungen nicht ähnlich, und dies hätte man kaum erwartet. „Sie hatten beide keinen glänzenden Verstand, wenn man es glänzenden Verstand heißt, über alle Gegenstände vorschnell und mit Selbstgefälligkeit ein Redespiel zu halten; noch einen lebhaften Witz, wenn man es lebhaften Witz heißt, Gründe mit Einfällen beantworten, und mit Hohn und Gelächter diejenigen aufziehen, die verständiger sind, als wir; aber sie hatten den gesunden Verstand, der sich mit Bescheidenheit und mit Lehrbegierde wol verträgt, und so viel Antheil an Witz und Scharfsinn, als nöthig ist, die Gegenstände geschwinde vor's Anschauen zu bringen. Von dem Stolze ihrer Mutter, der sich auf Verachtung anderer gründete, hatten sie gar nichts. Sie empfanden die Vorzüge ihres Standes bloß alsdenn, wenn sie dadurch Gelegenheit hatten, wolzuthun, Almosen auszutheilen, oder einen Bedienten, der etwas versehen hatte, bei ihren Aeltern Vergebung

„zu erbitten.“ Diese Charakterisirung läßt sich mit Vergnügen lesen, nur möchte die Frage bei den Lesern entstehen, woher sie ihrer Mutter so grade entgegen gesinnt waren. Und man kann mit Recht von dem Verfasser verlangen, daß er die interessanten Gegenstände ganz entwickle, und bis auf den ersten Grund, obgleich mit möglicher Kürze, zurückgehe. Gesezt sie hätten einen natürlichen Widerwillen — wenn man dis anders annehmen kann — gegen die Lehren ihrer Mutter gehabt, so ist es doch schwer diese ersten Keime zur Reife zu bringen, oder es nur so weit zu bringen, daß sie nicht wieder erstickt werden. Der Verfasser hätte also billig hier anzeigen sollen, wer oder was den guten Eindruck auf die Gemüther der Kinder gemacht hätte, den ihre Mutter selbst nicht vertilgen, oder auch nicht bemerken konnte — Uebrigens mußte es freilich nun Maria:nen weit leichter werden, gute Eindrücke zu befestigen als zu erwecken; und dann erwartet man auch von der Frau von Hohenauf nichts anders, als das Folgende, daß sie mit dieser Art von Erziehung nicht werde zufrieden gewesen sein; ob sie gleich Maria:

rianen

rianen vieles übersah und ihr vieles zu gute hielt, weil diese die Kunst verstand und es wagte, für sie neuen Putz zu verfertigen, wodurch sie wenigstens um sechs Jahr jünger aussah. Hier kommen nun verschiedene Beschreibungen von weiblichen Putze, Kleidern, Kopfzeugen, Zierrathen u. d. vor, und ich rathe jedem Frauenzimmer, das hierin noch unwissend ist, sich um deswillen schon dies Büchleichen anzuschaffen. Der Verfasser erklärt zugleich die neuen Arten von Putz mit ungemeiner Deutlichkeit, und legt dadurch einen Beweis ab, daß er hierin viel Theorie besitze, wenn seine Gattinn — oder Gemahlinn — ihm nicht zu diesen Beschreibungen behülfflich gewesen ist. Genug einem von beiden hat die lehrbegierige Leserin diese Entdeckungen und Nachrichten zu verdanken. Ein angehender Petitmaître würde wol thun, wenn er gleichfalls sein Gedächtniß mit solchen niedlichen Säckelchen anfüllte.

Die Beschreibung von Säuglings Character wird gewiß gefallen; freilich ist auch er lächerlich; allein dies muß man dem Verfasser schon einmal zu gute halten. Eben so schön ist die Erfindung Maerianens

Marianens an dem Geburtstage ihrer Gebieterin. Mit
 freudiger Rührung habe ich die Unterredung der klei-
 nen Adelheid mit ihrer Mutter gelesen. Das mit-
 leidige Herz, die menschenfreundliche und gefällige
 Gesinnung der erstern nimmt uns für dies junge
 Kind ein, und läßt uns in der Folge einen vortrefli-
 chen Character von ihr erwarten. Die Sprache ihr-
 rer Mutter ist hier natürlich, weil der bloße Stolz
 aus ihr spricht. „Was geht mich und dich das
 „Diebsegindel an? wie kömmt du mit dem Lums-
 „venpäck zusammen? „ und dann die Anrede an
 Marianen: „So Mademoiselle, sie führt meine
 „Fräulein in schöne Gesellschaft um Lebensart und
 „Monde zu lernen. „ Wie rührend redet dagegett
 der kleine Engel: „Aber, liebe Mama, die armen
 „Kinder haben nichts zu essen — es sind Gottes
 „Geschöpfe, Menschen wie wir — und unglücklich
 „ — Sie bauen ja das Getraide, das wir essen —
 „Mein Großpapa ist ja auch ein Pächter gewesen,
 „erbarmen sie sich — Großpapa ist ja auch wol arm
 „gewesen, ehe er reich ward, „ — Dies lehte muß-
 te nothwendig den Stolz der Frau von Hohenauf
beleidit

belcidigen, weil den Anwesenden ihre Herkunft unbekannt sein sollte. Sie wird auf Adelheid und Marianen aufgebracht — Eine Gräfinn aber, die in der Gesellschaft ist, sucht durch ihren edlen Charakter alles wieder gut zu machen. Sie bittet selbst für den Gefangnen, und nun kommt wieder eine der rührendsten Scenen, bei der — ich gestehe es gern — ich die süßesten Thränen verweint habe. Die Beschreibung ist edel und reizend, wie durch Vermittlung dieser Gräfinn, und durch die natürlich gute Gemüthsart Säuglings diese unglückliche Familie wieder glücklich gemacht wird. Man muß, um die ganze Schönheit davon zu empfinden, es selbst lesen.

Zu fünften Abschnitte finden wir, was wir gleich bei der ersten Zusammenkunft Säuglings und Marianen vermutheten, nämlich, daß sie sich beide lieben. Säugling, der sonst die Kunst ausstudirt hatte, mit Frauenzimmern umzugehen, und ihnen viel verbindliches zu sagen, wird, wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt, zurückhaltend und furchtsam, Marianen sein Herz zu entdecken. Er sängt auch
wirklich

Wirklich seine Unterredung, die jene Absicht zum Grunde hat, sehr trocken und verwirrt an. Indessen bildet er sich doch nicht wenig darauf ein, sich mit einem Beilchen, und Marianen mit der Sonne zu vergleichen, deren allgewaltige Macht jene aus der Erde hervorlockt. Was der Verfasser damit sagen will, verstehe ich wol, aber nicht was er eigentlich damit sagen könnte; soll Mariane seine Mutter sein? denn dies würde natürlich daraus folgen, und dennoch versteht es Mariane, vermuthlich weil ihr alles, was er ihr sagte, angenehm war. Das übrige von dieser Unterredung ist naiv, zärtlich, und intressirt gewiß den Leser für beide Personen.

Der letzte Abschnitt dieses ersten Bandes entdeckt uns die Zusage ihrer gleichseitigen Liebe; ihre Trennung; Marianens Entlassung von der Frau von Hohenauf; und zugleich ihre neue Bedienung bei der Gräfinn, deren vorhin Erwähnung gethan worden, und dadurch macht uns der Verfasser wirklich sehr neugierig auf die Fortsetzung.

Dieser Roman, oder diese Lebensbeschreibung könnte in der That eine von den besten werden, die wir in unserer Sprache haben, wenn der Verfasser künftig seine Personen mehr studirte; sie treffender und abstechender schilderte; wenn er alles Unnatürliche, Weitschweifende, und Unerhebliche sorgfältiger vermiede; wenn er auch die wenigen Satiren, wie hier z. E. von Lavater und Stiebriz künftig unterliesse, und wenn er weniger gelehrt scheinen, aber dafür mehr wirklich intressiren wollte.

